

Liebe Leserinnen und Leser,

manchmal werden in den Redaktionen der Zeitschriften innerhalb einer relativ kurzen Zeitspanne Texte eingereicht, die alle so sehr in Richtung eines Themas konvergieren, als hätten die Autoren sich abgesprochen. Was für die Organisation von thematisch ausgerichteten Kongressen in der Regel Schwerarbeit ist – Vorträge zu finden, die nicht am Kongressthema vorbeigehen –, ergibt sich hier mitunter von selbst: ein inhaltlicher Schwerpunkt ist entstanden.

So ging es uns mit diesem Heft. Und wenn man fragt, wie solche »gewachsenen« Schwerpunkte zustande kommen, so ist natürlich der Schluss naheliegend, dass das in Rede stehende Thema die Kollegenschaft offenbar besonders beschäftigt.

Und worum geht es diesmal?

Unter dem Titel »Wissen und Forschen« versammelt, scheinen die Texte dieses Heftes alle auf die Fragestellung hinauszulaufen, was Psychoanalyse ist, wie man sie entwickeln und sich in ihr verständigen kann. Dass diese Fragestellung die Analytiker offenbar bewegt, kann man verschieden deuten. Zum einen natürlich aktuell, etwa vor dem Hintergrund der in der IPA gerade laufenden, sehr emotional geführten Debatte darüber, welche Stundenfrequenz notwendig oder unumgänglich ist, um den Ausbildungskandidaten ausreichend Raum für eine angemessene Erfahrung des psychoanalytischen Prozesses zu geben – was ja damit zusammenhängt, wie man die Psychoanalyse versteht. Um zu einer Position und vor allem zu einem Gespräch zwischen den einzelnen Positionen zu finden, mag es hilfreich sein, sich darauf zu besinnen, was Psychoanalyse eigentlich ist. Auch die gesellschaftspolitischen Entwicklungen, die in mehreren Hinsichten quer zum Projekt der Psychoanalyse stehen, muss man – obwohl ihre Diskussion mittlerweile schon Jahrzehnte andauert – wohl unter dem Stichwort der Aktualität verzeichnen. Hier geht es um jene alten Bekannten, von denen sich die Community nicht sicher ist, ob sie Freunde oder Feinde, Entwicklungshelfer oder als Entwicklungshelfer getarnte Kolonialherren sind: die Psychoanalyse als kassenfinanzierte Heilmethode und ihre Einordnung in den Kanon der auf Empirie zugeschnittenen (natur-)wissenschaftlichen Methoden. Besonders diesen letzten Aspekt nehmen unsere Beiträge auch mehrmals explizit auf. Befeuert wird gerade dieses Thema im Hintergrund wohl auch durch die europaweiten Bemühungen, die Psychotherapie als Ganzes und damit auch die Psychoanalyse zu akademisieren.

Doch zum anderen beschäftigt die Frage nach der Eigenart der Psychoanalyse die Psychoanalytiker seit Anbeginn; schon der erste unter ihnen, Sigmund Freud, stieß darauf, und zwar bereits 1895, als er sich in den *Studien über Hyste-*

rie darüber wunderte, dass seine Krankengeschichten »wie Novellen« zu lesen seien. Reflexionen darüber, wie man in der Psychoanalyse Wissen und Theorien erzeugt, stellte er auch danach immer wieder an, bis er 1927 das berühmte »Junktim«, formulierte, jenes »kostbare Zusammentreffen« von Heilen und Forschen, das in den Wissenschaften eine singuläre Position hat. Die seitdem anhaltende Debatte über den wissenschaftstheoretischen Status der Psychoanalyse legt nahe, dass es nicht nur ein aktuelles, reales Problem ist, das wir abarbeiten, weil wir uns davon Nutzen versprechen, sondern dass wir auch einer Art von staunender Faszination Ausdruck geben, die uns ergreift, wenn wir über unsere Methode nachdenken – gerade so, als sei die Psychoanalyse ein ästhetisches Objekt, das wir immer wieder von Neuem beschauen und betasten müssen in jenem spielerischen, lustvollen, zweckfreien Modus, der dem (wissenschafts-)theoretischen Denken zugrunde liegt.

Jeder der hier versammelten Artikel charakterisiert die Psychoanalyse aus einem anderen Blickwinkel, und doch ist es, als würden die Texte miteinander sprechen, sich gegenseitig erläutern, einander ergänzen, erweitern, mitunter auch einschränken; und jeder Text tut es mit Leidenschaft.

Wie kann lebendige Tradition in der Psychoanalyse funktionieren, wie können aus ihr wissenschaftliche Revolution entstehen? Mit der Behauptung, dass es ein originelles Missverständnis brauche (das zu produzieren und als Deutung zu verwenden ja eigentlich unser aller Aufgabe ist), beginnt *Robert Heim* in seinem Aufsatz »Starke Dichter« nach Freud: *Melanie Klein, Jacques Lacan. Ein wissenschaftshistorisches Modell für die Psychoanalyse*. Er setzt die zutiefst mit Metaphern verwobene, sinnliche Sprache der Dichtung an den Beginn des Denkens, das ihre Spuren durch die Zeiten mitnimmt. Vor dem Hintergrund der Verwandtschaft von Literatur, abstraktem Denken und Philosophie kann er das Denken Freuds und vor allem seine Lektüre durch seine Schüler in den Zusammenhang der Literatur stellen. Melanie Klein und Jacques Lacan, die beide Gründer eigenständiger und einflussreicher Schulen sind und deren Porträts als »starke Dichter« Robert Heim nach einem Modell des Literaturtheoretikers Harold Bloom entwirft, sind vor allem und zuallererst starke Leser. Sie entwickeln das Werk des Vorfahren weiter, indem sie es sich aneignen und ihm im Zuge einer schöpferischen Deformation ihren eigenen Stempel aufdrücken.

Auch in *Giovanni Vassallis* Untersuchung der *Epistemologischen Grundzüge der Psychoanalyse im Vergleich mit der neuzeitlichen Wissenschaft* geht es um die Sprache und den ganz unterschiedlichen Gebrauch, den die auf empirische Verifizierung zurückgreifenden Wissenschaften und die Psychoanalyse von ihr machen. Die Kommunikationsschwierigkeiten zwischen Psychoanalyse und exakten Wissenschaften allein unter diesem Gesichtspunkt neu zu betrachten, wäre eine eigene Untersuchung wert! Doch das ist nur einer unter vielen Denkanstößen, die Vassalli uns gibt, wenn er die Auseinanderentwicklung zentraler

wissenschaftlicher Begriffe und die Herkunft der Psychoanalyse aus der Tradition des Kunsthandwerks nachzeichnet oder die Konsequenzen untersucht, die aus dem Unterschied zwischen dem Faktum und dem Symptom erwachsen. Und fast scheint es, als stünde im Hintergrund dieses Artikels, in dem die Frage nach dem Gebrauch (der Sprache, der Beobachtung, der Technik ...) so zentral ist, die Frage, welchen grundsätzlichen Gebrauch die Wissenschaften überhaupt von ihrem Forschungsobjekt machen wollen: einen, der Herrschaft ermöglicht, oder einen, der auf dialogisch strukturierte Erkenntnis ausgerichtet ist – so als läge hier ein entscheidender Unterschied.

Auch *Erwin Kaiser* beschäftigt sich mit dem wissenschaftlichen Status der Psychoanalyse und ihrer Epistemologie vor dem Hintergrund des fühlbaren Drucks, in den Hafen der »einheitswissenschaftlichen Forschung« einzulaufen. Dabei zeigt er sehr überzeugend, warum dieses Unterfangen notwendig scheitern muss und dass es, wenn es gelänge, die Psychoanalytiker zu Verhaltenstherapeuten machen würde, also die Auflösung der Psychoanalyse zur Folge hätte. In seinem Artikel *Von der Angst zur Methode – und zurück* entwirft er auf der Grundlage der sprachanalytischen Philosophie von Donald Davidson *Drei Arten von psychoanalytischem Wissen*, die fein säuberlich auseinanderzuhalten sind, wenn die Psychoanalyse keinen Schaden davontragen soll.

Dem Aufsatz von Erwin Kaiser folgt ein *Gedankensplitter*, der den Auftakt zu einer neuen Rubrik bildet, die wir hiermit starten. Der Gedankensplitter ist eine angerissene, nicht voll ausgearbeitete Überlegung, ein Ad-hoc-Kommentar, eine experimentelle, überschlagsmäßige, vielleicht provokante Reflexion, die auch zur weiteren Ausarbeitung einladen kann. Zur Nutzung und Belebung dieser Rubrik durch unsere Leserschaft laden wir an dieser Stelle herzlich ein. Wie so ein Gedankensplitter aussehen kann, zeigt Ihnen unsere Herausgeberin *Elisabeth Aebi Schneider*, die *Von der Schwierigkeit, ein Forschungsobjekt zu sein*, schreibt. Sie macht sich nicht nur Gedanken darüber, womit ein Analytiker sich konfrontiert, wenn er sich selbst zum Forschungsobjekt nimmt, sondern auch darüber, inwiefern bereits vorhandene Modelle der methodengeleiteten Gewinnung von Wissen für die Psychoanalyse mit ihrem speziellen Forschungsgegenstand relevant sind.

Von der Verschiedenheit der psychoanalytischen Kulturen und Behandlungstechniken geht *René Roussillon* aus, wenn er sich über *Die Psychoanalyse des Narzissmus und die unvermeidlich »postmoderne« Psychoanalyse* Gedanken macht. Welche klinischen und theoretischen Probleme der Vielfalt der Sichtweisen zugrunde liegen und wie diese auf einen *common ground* bezogen werden können, dieser Aufgabe nimmt er sich an, indem er sich an der Grundreferenz aller Psychoanalytiker, an Sigmund Freud orientiert. Am Beispiel des Narzissmus verfolgt er die unterschiedlichen psychoanalytischen Positionen bis hin zu ihren fundamentalen Vorstellungen über das psychische Geschehen in

der Depression und über die Rolle, die das Objekt dabei für das Ich spielt. Der Verschiedenheit psychoanalytischer Ansätze wird hier musterhaft bis auf den Grund nach-gedacht.

In einem Ko-Referat kommentiert *Gerhard Dammann* diese Ausführungen mit *Einige[n] Überlegungen zu René Roussillon und einer von der Pluralität gekennzeichneten spätmodernen Psychoanalyse*. Er ist dabei den ideengeschichtlichen Einflüssen auf der Spur, die Roussillons Denken geprägt haben, untersucht, wie weit Freuds Narzissmus-Konzept in dieser Betrachtung trägt, und stellt selbst Überlegungen dazu an, über welche Voraussetzungen eine pluralistische, spätmoderne Psychoanalyse verfügen muss.

In unserer Essayrubrik *Die Haut auf der Milch* widmet sich *Eike Hinze* einem ganz anderen Thema: Nach den vorangegangenen lebendigen wissenschaftstheoretischen Überlegungen wirkt sein Text »*Im Harnisch lasst uns sterben*« – oder auf immer jung hinter der Couch wie die Einflüsterung des »memento moriendam esse«, das uns auf den Boden der Tatsachen zurückholen soll. Von einer sehr persönlichen Warte aus beleuchtet er den Prozess des Älter- und Altwerdens des Analytikers und erinnert uns daran, dass das Altern nicht irgendwann einsetzt, sondern uns ein Leben lang begleitet: »*Nascentes morimur ...*« – von Anfang an beginnen wir zu sterben.

Als hätte *Margarethe Grimm* gehaut, dass wir an dieser Stelle ein tröstliches Wort von Sigmund Freud gut gebrauchen können, hat sie für uns Freuds *Briefe an Jeanne Lampl-de Groot 1921–1939*, herausgegeben von *Gertie F. Bögels*, rezensiert und in der Ausführlichkeit und Aussagekraft, die sie dabei an den Tag legt, beinahe schon einen Buchessay daraus gemacht. In den Briefen Freuds, aus denen sie uns Kostproben gibt, sticht eine Stelle besonders hervor, und wenn wir sie unter Rückgriff auf Robert Heim originell missverstehen wollen, so kommen wir wieder beim ästhetischen Objekt an. Denn was Freud von Lampl-de Groots Töchterchen sagt, trifft auch auf die Psychoanalyse zu und könnte uns, die wir gern über die Schwierigkeiten unseres Berufs jammern, die Dinge wieder zurechtrücken: »Eine Schönheit braucht nicht zu lachen«.

Wien, im März 2018

Sabine Schlüter